

Aus meinem Leben

Von Dr. Curt Winter

Wenn im Alter die Spanne, die noch zu leben übrigbleibt, immer schmaler wird und damit dem Beschäftigten mit Zukunftsplänen immer engere Grenzen gezogen werden, dann gibt das Rückschauen, die Erinnerung freundlichen Ausgleich. Dabei kommt zu Hilfe, daß es im menschlichen Leben so eigenartig und doch so schön eingerichtet ist, daß gerade das, was den Jahren nach weit zurückliegt, in unserm Erinnern an Deutlichkeit und Lebendigkeit zunimmt, ja, daß vieles, was schon längst vergessen zu sein schien, auf einmal wieder auftaucht und klar vor uns steht.

Man möchte die Erinnerung festhalten; man möchte die, die uns nahe stehen, Anteil haben lassen an dem, was die Erinnerung hervorholt. So sind diese Bogen entstanden, wenige Tage vor dem 70. Geburtstag. Sie geben zwar nur den Rahmen, nur Umrisse — vielleicht, daß ich doch noch einmal Zeit und Stimmung finde, einzelnes nachzuzeichnen.

In Dresden, in der Nähe des Zwingers, am Herzogin Garten — die offizielle Bezeichnung des Geburtshauses hieß „Am Schießgraben Nr. 5 — bin ich am 7. März 1886 geboren worden. Die Kinderjahre waren ein Wanderleben. Mein Vater, sächsischer Zollbeamter, mußte, wenn er vorankommen wollte — und er ist zeitlebens ein Strebender gewesen — in Kauf nehmen, daß man ihn hin und her warf. Und so wechselten wir im Abstände von 3 und 4 Jahren den Wohnort; für uns drei Kinder hieß es die Schule. Auf Dresden folgte Rosenthal-Schweizermühle in der Sächsischen Schweiz, Naunhof bei Leipzig, Geising im Erzgebirge, Meißen und später, als ich nicht mehr daheim war, Geithain.

Zum Besuch der höheren Schule reichte das väterliche Einkommen nicht aus. Für Jungen, die abseits stehen mußten, führte damals noch mehr wie heute der Weg zu Wissen und Weisheit über das Lehrerseminar. Ich machte Ostern 1900 den Anfang; mein Bruder folgte ein Jahr später, und unsere Schwester fand sich nach Jahren dadurch in derselben Welt, daß sie die Frau eines Lehrers wurde, der gleich uns Schüler des Nossener Lehrerseminars gewesen war.

Das Nossener Seminar war eine Lehrerbildungsanstalt alten Stils mit allen Vorteilen und Nachteilen ihrer Zeit; spartanische Einfachheit und Nüchternheit, eine Leitung, die, obwohl es erstes Erfordernis für Erzieher späterer Lehrer gewesen wäre, die Jugend nicht verstand und Reglementieren dem Erziehen gleichsetzte. Die Ernte aber, was Wissen und Können anbelangte, war gut, und ich bin meinen Lehrern, insbesondere dem Deutschlehrer, mit dem ich mich sonst absolut nicht verstand, mein Leben lang dankbar geblieben.

Drei Volksschullehrerjahre in Geithain, dem damaligen Wohnort meiner Eltern, schlossen sich an. Freiheit und das erste selbstverdiente Geld — 87,50 Mark im Monat. Nicht viel, wenn man bedenkt, daß ein Teil davon gespart werden sollte im Hinblick auf das kommende Studium. Aber in diesen drei Jahren kam die Erkenntnis, daß ich als Lehrer am richtigen Platz stünde. Und so bin ich auch, selbst wenn einmal die Verlockung, auf anderes Gebiet auszuweichen, kam, dem Berufe des Schulmeisters bis zum Ende treu geblieben.

Und dann die herbe Enttäuschung — der Weg zum Studium in Deutsch, Geschichte und Geographie, von dem man drei Jahre lang geträumt hatte, war versperrt. Das Studium an der Handelshochschule war offen; es blieb auch zunächst kein anderer Weg, um weiterzukommen. Also beschritt man ihn, wenn auch nicht mit Begeisterung. Schwere Arbeit — in zwei Semestern wurde Englisch und Französisch nachgeholt. Das Seminar kannte nur Latein als Fremdsprache. Nach vier Semestern Wechsel zum volkswirtschaftlichen Studium, neben dem auch weiterhin die Geographie, im wesentlichen Wirtschaftsgeographie, lief. Alles wäre leichter gewesen, wenn nicht immer die Notwendigkeit bestanden hätte, Geld zu verdienen. Dann sollte auch noch Zeit bleiben für die Vorbereitung aufs Abitur, das auch noch erschlagen werden sollte. Also blieb nicht viel Zeit, auch von den Nächten.

Dann die Einsicht, daß die Handelswissenschaften die Grundlage der Volkswirtschaftslehre brauchen. Das war die Veranlassung zum ersten Wechsel des Studiums. Das Studium an der Handelshochschule war inzwischen mit der Prüfung zum Diplomhandelslehrer abgeschlossen worden. Die Volkswirtschaftslehre aber kam kaum ohne eine sichere rechtswissenschaftliche Basis aus, und das war vier Semester später Anlaß zum zweiten Wechsel; man wurde Rechtsbefüssener. Ehe der erste Weltkrieg kam, hatte ich noch zum Dr. phil. — in Volkswirtschaft, Geographie und Statistik mit einer Arbeit über die schweizerischen kantonalen Steuersysteme — promoviert.

Ich war nicht kv., eines komplizierten Handgelenks wegen. Also wurde ich im Herbst 1914, zunächst nur als Kriegsveteran, Lehrer an der Öffentlichen Handelslehranstalt (Wirtschaftsoberschule) in Dresden. Am 1. Dezember 1916 wurde ich aber dann doch auch noch Soldat, aber nicht, wie ich mir's gedacht hatte, beim Dresdener Schützenregiment, sondern, meines Handgelenks wegen, beim Telegraphenbataillon, und rückte im Frühjahr 1917 mit einer Funkerabteilung ins Feld. Ich kam wirklich noch nicht zu spät — Westfront, Verdun bis Flandern, immer an den Brennpunkten.

Ich kehrte nach Dresden zurück, zur Wirtschaftsoberschule. 1920, am 1. Oktober, wechselte ich nach Witzhausen über, und es schien so, als ob ich damit den Arbeitsplatz fürs Leben gefunden hätte.

Die Frage Deutsche Kolonialschule Witzhausen trat schon einmal an mich heran, acht Jahre vorher, im Sommer 1912. Die DKS, bzw. ihr Aufsichtsrat, suchten einen Dozenten für die wirtschaftlichen Lehrfächer, der gleichzeitig die Aufsicht über die wirtschaftliche Verwaltung zu übernehmen hätte. Man hatte den früheren Direktor der Kasseler Handels-

schule, späteren Rektor der Handelshochschule Leipzig, der auch einmal nebenamtlicher Dozent der DKS gewesen war, Karl von der AA, beauftragt, nach einer geeigneten Kraft Umschau zu halten, und der „Untervermittler“, Professor Dr. Pape, Leipzig, meinte, in mir den Mann gefunden zu haben. Ich lehnte ab, schlug meinerseits aber meinen guten Freund Dr. Wenzel, der unmittelbar vorm Abschluß seines Studiums stand (und nachmals als Mann der ältesten Fabarius mein Schwager wurde), vor und blieb in Leipzig.

Die Frage, die all die Jahre nie ganz zum Schweigen gekommen war, wurde wieder lebendig, als Dr. Wenzel, der den Krieg über in Spanien gewesen war, im Jahre 1919 zurückkam und, weil das väterliche Geschäft in Stuttgart ihn nicht länger entbehren konnte, seine Stellung in Witzhausen aufgeben mußte. Daß ich dann doch noch ja sagte, dazu gab die Entscheidung der persönliche Eindruck, den ich bei einem Besuche in Witzhausen in den Sommerferien 1920 von der Kolonialschule, die ich bis dahin nicht kannte, insbesondere von der Studentenschaft dieses Semesters, erhielt. Es war auch nicht ganz zufällig, daß in diesen Besuchstagen der Aufsichtsrat der DKS tagte. Und so schied ich schon 2 Monate später in Dresden aus und landete am 5. Oktober 1920 in Witzhausen.

Der Anfang war schwer; manchmal wäre ich gern wieder umgekehrt. In die Arbeit als Dozent fand ich mich schnell hinein; ich hatte von Anfang an Kontakt mit den Studierenden. Über die wirtschaftlichen Verhältnisse, wie ich sie vorfand, habe ich wirklich den Kopf geschüttelt — man wirtschaftete mit Gottvertrauen, wo das Geld fehlte. Das, was an die Nerven ging, war die mit Spannung geladene allgemeine Atmosphäre dieser Wochen und Monate.

Die Studierenden, zum weitaus größten Teil, wenigstens der älteren Semester, ehemalige Berufs- und Reserveoffiziere des Weltkrieges, fühlten sich als von der Allgemeinen Deutschen Studentenschaft (Würzburger Tagung) anerkannte Studentenschaft einer deutschen Hochschule, der Kolonialhochschule, berufen, die Reform des Lehrbetriebes in Weiterentwicklung zur staatlich anerkannten Hochschule selbst in die Hand zu nehmen. Sie stellten sich mit diesem eigenmächtigen Vorgehen in Widerspruch zu dem Direktor, Professor Fabarius, der die Verhältnisse besser übersah, den aber schon die Eigenmächtigkeit, „Überheblichkeit“, das Ausbrechen der jungen Leute aus dem altbewährten Rahmen davon abhielt, das Vorgehen der Studentenschaft mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit zu unterstützen.

Noch stärker wirkten sich auf das Zusammenleben die innerhalb des führenden 4. Semesters bestehenden inneren Gegensätze aus, die dazu führten, daß der Ehrenrat wochenlang tagaus tagein tagte, sich von einem Verfahren zum anderen schieben ließ, so daß der Eindruck entstand, daß er selbst nicht mehr Herr der Situation war. Das Unerfreulichste aber war, daß sich in Verfolg der Ehrenratsbeschlüsse auch wieder Spannungen zwischen Direktor, Ehrenrat und Kameradschaft entwickelten. Ich denke nicht gern an die Zeiten, wo eine übersteigerte Verfassung mit Ehrenrat und

Studentengericht und Berufungsgericht die Geister nicht zur Ruhe kommen ließ.

Die Weihnachtsferien hatten dann die Gemüter etwas beruhigt. Da brachte das Auftreten des „Propheten Häuser“ neue Unruhe in die Kameradschaft. Labile Elemente innerhalb der Kameradschaft fanden sich als Jüngerschaft zusammen; als Wahrheitsucher im Sinne Häusers stellten sie sich gegen Direktor und Lehrkörper. Drei von ihnen mußten die Schule verlassen, darunter einer, den ich als Menschen sehr geschätzt habe und den ich, weil niemand, dem es zugekommen wäre, sich dazu bereit fand, selbst zum Tor der Anstalt geführt habe.

Auf diese Weise habe ich mich hier „eingelebt“. Die nächsten Jahre brachten neue Krisen. Sie gingen mit Ausnahme eines Falles nicht so tief, waren oft wirklich nur „Stürme im Wasserglas“, von denen man behauptete, daß sie als etwas Selbstverständliches in regelmäßigen Abständen wiederkehrten.

Im Oktober 1922 hatte ich mich mit Traute Fabarius verlobt; im Mai 1923 wurde geheiratet. Die beiden Jungen wurden 1924 und 1926 geboren.

Am 28. Oktober 1927 starb Professor Fabarius, trotz der zunehmenden Schwäche für uns alle unerwartet. Der Arzt, auch Dr. Arning, sah klarer. Ich weiß, daß man mir die Studienreise nach Kamerun, für die sich gerade Dr. Arning besonders eifrig einsetzte, so überraschend schnell bewilligte, weil man wünschte, die Frage der Nachfolge von Professor Fabarius, für die nach Lage der Verhältnisse eigentlich nur ich in Frage kommen konnte, in Ruhe und in meiner Abwesenheit regeln zu können. Ich traf, als ich heimkam, Professor Fabarius noch an, aber als er wenige Tage darauf starb, hatte man alles vorbereitet: der Vorsitzende des Aufsichtsrats, Kommerzienrat Erhard August Scheidt, eröffnete mir, daß Ministerialdirektor Dr. Damann, der große Gönner der DKS, aber auch Bundesbruder Dr. Arnings, wünsche, daß man, obwohl man in mir den zukünftigen Direktor gesehen habe und auch weiterhin sähe, Dr. Arning einschiebe — man könne sich der Verpflichtung, für Dr. Arning, das langjährige Mitglied des Aufsichtsrates, den verdienten Kolonialpolitiker, der sich in außerordentlicher wirtschaftlicher Bedrängnis befinde, etwas zu tun, nicht entziehen. Man bat mich, dafür Verständnis zu haben — es handele sich nur um wenige Jahre, höchstens fünf Jahre (Arning war damals 60 Jahre alt); man machte mich zum Stellvertretenden Direktor; man stellte mir vor, daß Dr. Arning Primus inter pares sein solle, daß seine Aufgabe sich im wesentlichen in der Repräsentation erschöpfen werde, daß die eigentliche Arbeit bei mir bleiben werde.

Also wurde Dr. Arning für fünf Jahre Direktor. Und sein Direktorat sah anders aus — Dr. Arning zog alles an sich heran, baute seine Stellung in jeder Beziehung aus. Für den Eingeweihten aber war es keine Überraschung, daß ihm am Ende auf keinem Gebiete, weder auf dem schulischen, als dem wirtschaftlichen, ein Erfolg beschert war. Der Aufsichtsrat, insbesondere Dr. Damann, haben ihn gehalten bis zu der grundsätzlichen Auseinandersetzung im Mai 1933. Ich hielt seit langem eine tiefgehende

Reform des Studiums an der DKS für notwendig; ich hatte eingehende Pläne vorgelegt. Dr. Arning stellte sich gegen eine Reform und gewann auch die Unterstützung eines Teils des Lehrkörpers. Im Aufsichtsrat dagegen fand ich Verständnis, insbesondere bei Geheimrat Schmidt und Dr. Hindorf. Zur Klärung der Frage holte man Fachleute heran, unter ihnen Professor Dr. Golf, den Vertreter der kolonialen Landwirtschaft an der Universität Leipzig, der bei den Beratungen den Vorsitz führte.

Man stellte sich auf meine Seite. Dr. Arning wurde gebeten, die Vertretung in den Ruhestand zu beantragen. Dr. Damann schloß sich darin an. Man übergab mir die Leitung. Dr. Arning blieb de jure Direktor, bis zum Zeitpunkt seines Übertritts in den Ruhestand. Das wäre, da man Dr. Arning auf Grund seines Anstellungsvertrages jeweils nur zum 1. April mit einer Kündigungsfrist von einem Jahr kündigen konnte, der 1. April 1936 gewesen. Dr. Arning erklärte sich bereit, schon zum 1. April 1935 zu gehen.

Unerfreulich war, daß sich die damalige Studentenschaft so weit vergaß, eine offene Revolte gegen Dr. Arning zu inszenieren. Mit der örtlichen Parteileitung war vereinbart, mit Lärmen und Johlen gegen Dr. Arning vorzugehen, um der Polizei Anlaß zu geben, Dr. Arning in Schutzhaft zu nehmen. Daß dieser Plan, als er schon angelaufen war, nicht zur Durchführung kam, geht auf mein Konto: ich habe damals den Innenhof geräumt, habe, obwohl ich kein Recht dazu hatte, die Führung der Studentenschaft suspendiert und meinen Willen auch dann durchgesetzt, als mir die Parteileitung mit dem KZ drohte.

Die „Gleichschaltung“ der DKS, die einige Monate später erfolgte, schickte zunächst den Aufsichtsrat heim. An dessen Stelle trat ein neuer, dessen Mitglieder vom Reichsinnenministerium bestimmt wurden. Eine seiner ersten Aufgaben war die Wahl des Direktors, natürlich eines nationalsozialistischen Direktors. Als Kandidat tauchte plötzlich Farmer W. H. Koch auf. Ich hatte die Genugtuung, daß sich der neue Aufsichtsrat für mich einsetzte; Koch wurde aber gewählt, weil Staatssekretär Pfundtner, der die Sitzung leitete, die Wahl Kochs, alle Gegenargumente beiseiteschiebend, forderte.

Und so erschien mit dem 1. April 1934 Herr Koch als neuer Direktor, freundlich, kameradschaftlich, sicherlich, weil man fremd in der neuen Umgebung war und sich erst in die ungewohnte Aufgabe, die Verhältnisse, hineinflinden mußte. Ich hatte deshalb auch seine Unterstützung bei dem Plane einer zweiten Studienreise, die diesmal nach Ostafrika führen sollte. Ich nehme an, man glaubte, nun genügend Einblick in den Betrieb gewonnen zu haben, also ohne mich auskommen zu können. Kaum daß ich abgefahren war, fiel der Vorhang: man benahm sich mir gegenüber so herausfordernd, kehrte im Briefwechsel den Vorgesetzten in Zumutung und Ton rücksichtslos heraus, so daß ein erträgliches Zusammenarbeiten ausgeschlossen zu sein schien.

Kurz nach dem Eintreffen in Ostafrika, in dieser Stimmung, erreichte mich ein Telegramm des damaligen Reichsernährungsministers; er fragte

an, ob ich bereit sei, als sein Sonderbeauftragter nach Berlin zu kommen. Aufgabe — das bäuerliche Volkshochschulwesen im Reich zu übernehmen. Unter den Verhältnissen, die mich bei meiner Rückkehr nach Witzenhausen erwarteten, fiel die Antwort nicht schwer: ich sagte zu, mich für ein Jahr nach Berlin beurlauben zu lassen. Der Reichsernährungsminister wünschte die baldige Übernahme der Arbeit. Also blieb für Ostafrika, auch wenn ich mir noch einige Wochen gönnte, nicht viel Zeit. Ursprünglich war geplant, die Studienreise weiter auszudehnen. Die Reise sollte auch nach Südafrika und Südwest führen. Sie stand auch insofern unter einem unglücklichen Stern, als die während der Schiffsreise einsetzende plötzliche Devisenbewirtschaftung mir das bei einer englischen Bank liegende Guthaben, ebenso die verabredeten Überweisungen sperrte und ich nun nach Mitteln und Wegen suchen mußte, die mir die Durchführung der Reise, wenn auch nur in bescheidenem Rahmen, ermöglichten. Dank großzügiger Kameradenhilfe — voran Kamerad Treue, Mlingote — habe ich dann den Plan im großen und ganzen einhalten können; ich habe viel gesehen, habe die wesentlichen Teile Ostafrikas kennengelernt, wenn auch in einem Tempo, das man wohl einmal einige Wochen, aber nicht auf die Dauer durchhalten kann.

Ende November 1934 landete ich wieder in Witzenhausen. Ich übergab meine Arbeit an Koch und meldete mich einige Tage später in Berlin.

Auch da war der Anfang nicht leicht. Man hatte zwei bisherige „Reichskommissare für das Bauernhochschulwesen“ beiseitegestellt, die aber nun versuchten, dem neuen Mann Schwierigkeiten zu machen. Zudem war ich, was damals ganz selbstverständlich zu sein schien, weder Alter Kämpfer, noch altes Parteimitglied, auch nicht einmal Diplomlandwirt, sondern in jeder Beziehung Außenseiter. Eigentlich auch im ländlichen Volkshochschulwesen. Aber ich gewann doch schnell Boden unter den Füßen, erwarb mir nach oben und unten das Vertrauen, und damit entschied sich dann auch die Frage, ob meine Arbeit in Berlin von Dauer sein sollte. Ich kündigte also der DKS mit Ablauf des Beurlaubungsjahres den Dienst auf und trennte mich, wie ich damals glaubte, für immer von dem Platze, von dem ich angenommen hatte, daß ihm die Arbeit meines ganzen Lebens gelten würde.

Im nächsten Jahre übertrug mir der Reichsernährungsminister auch das landwirtschaftliche Fachschulwesen im Reich, die landwirtschaftliche Berufsausbildung, das Beratungswesen — ich war einmal gleichzeitig Abteilungsleiter IE, Abteilungsleiter IIB im Verwaltungsamt und Hauptabteilungsleiter ID (Reichsschulen) im Stabsamt des Reichsbauernführers, so daß sich das gesamte Schulwesen und Ausbildungswesen auf dem landwirtschaftlichen Sektor in meiner Hand vereinigte.

Die Arbeit war außerordentlich interessant; sie stellte mich mit der fortschreitenden politischen Entwicklung — dem Zuwachs an immer neuen Reichsgebieten — Österreich, Sudetenland, der Osten — in immer neuen Aufgaben, brachte aber auch eine Arbeitslast, die kaum zu bewältigen war.

Mit dem allgemeinen Zusammenbruch im Frühjahr 1945 war auch für mich alles zusammengestürzt. Ich hatte schon zu den ersten Ausgebombten

Berlins gehört, im August 1943 war alles in Flammen aufgegangen. Meine beiden Jungen waren, halbe Kinder noch, Soldat, Flakhelfer geworden. Meine Frau hatte, als die Russen vor Berlin standen, noch in letzter Stunde nach Witzenhausen fliehen können; und ich saß, als alles zu Ende ging, in Quedlinburg in der „Ausweiche“. Schon bald kamen Gerüchte, daß der Russe Mitteldeutschland besetzen würde. Ein Lichtblick — die Amerikaner und Engländer sammelten die für die Verwaltung der von ihnen besetzten Gebiete brauchbaren (und politisch tragbaren) Angehörigen der Reichsstellen, stellten Fahrzeuge zur Verfügung, schafften sie ins sogenannte Ministerial Collecting Center, das man oben am Meißner, in einem ehemaligen Munitionsfabrikgelände in der Nähe von Hessisch-Lichtenau, einrichtete. Ich gehörte zu den Glücklichen. Und vier Wochen darauf sperrte man uns ein. Ein Kontrollratsbeschluß verfügte die Verhaftung aller oberen Reichsbeamten. Also landeten wir in einem verwanzten Barackenlager. Man soll gerecht sein — das Leben dort und die Behandlung war, gemessen an den Zuständen in anderen Lagern, immerhin erträglich.

Ich habe nur 16 Wochen hinter Stacheldraht gegessen: Mitte November schon löste mich der Engländer dort aus, holte mich mit drei anderen Leidensgenossen nach Obernkirchen, wo er das erste Landwirtschaftsministerium für die britische Zone aufzubauen begann. Schlange-Schöningen war unser erster Chef. Aber die Freude dauerte nicht lange. An meinem 60. Geburtstag eröffnete man mir, zusammen mit einigen anderen, daß ich ausscheiden müsse — als ehemaliger Pg könnte ich nicht Leiter eines sogenannten politischen Referats — und die Abteilung Landwirtschaftliches Schulwesen rechnete dazu — sein. 1933 hatte ich den Eintritt in die Partei ausdrücklich abgelehnt; als höherer Beamter im Reichsnährstand, bzw. im Reichsernährungsministerium, mußte das Opfer gebracht werden. Dieses Geburtstagsgeschenk traf mich — und meine Frau, die um des Geburtstages willen nach Obernkirchen gekommen war —, außerordentlich hart.

Im Mai 1946, als ich mich auch in der US-Zone ohne die Sorge, wieder verhaftet zu werden, sehen lassen konnte, kehrte ich zu meiner Frau nach Witzenhausen zurück. Sie hauste im Giebelzimmer der Alten Post, oben unterm Dach überm Archiv. Als sie im März aus Berlin geflüchtet war, glaubte sie, in Witzenhausen, der Stadt der DKS, ein Unterkommen zu finden. Witzenhausen verweigerte ihr den Zuzug, und damit ein eigenes Zimmer, und als sie dann trotzdem zu einer kleinen Wohnung gekommen war, dauerte die Herrlichkeit nur 14 Tage, alldieweil der Amerikaner das Haus beschlagnahmte und Hauswirt und Mieter hinauswarf. Und damit begann für sie das Wandern von Freundin zu Freundin wieder, bis sich dann die DKS ihrer erbarmte und ihr das Dachstübchen überließ, das durch den Wegzug einer Sekretärin frei geworden war. Das war also die erste richtige Bleibe für meine Frau, dann auch für unseren Zweiten, der im November 1945 aus russischer Gefangenschaft heimkam, dann auch für mich und zuletzt auch für den Ältesten, der im September 1946, auch aus Rußland, heimkehrte.

Die DKS GmbH nahm keine Notiz von den neuen Mietern. Wir haben uns recht und schlecht durchschlagen müssen, sind mit dem Handwagen durch die Stadt gezogen, um nach Holz oder Kohlen anzustehen, haben in den ersten Jahren nie satt zu essen gehabt — woran wir vielleicht auch ein Teil Schuld hatten, weil wir es nicht fertig brachten, auf dem Vorwerk um Kartoffeln, Rüben oder einen Kohlkopf zu bitten. Aber als wir dann in Hübenthal Freunde gefunden hatten, waren wir über das Schlimmste hinweg.

Wirtschaftlich leichter wurde es, als sich die DKS bereit erklärte, mich anzustellen. Ich hatte, nachdem die DKS GmbH ihre Geschäftsräume aus dem Archiv wieder nach dem Verwaltungsgebäude verlegt hatte, begonnen, die Bücherei wieder aufzustellen, und als man mich, der beim Arbeitsamt als Arbeitsloser geführt wurde, zum Schippen nach Kassel verfrachten wollte, erbat ich mir von der DKS eine Bescheinigung, daß ich bei ihr arbeitete; man gab mir die Bescheinigung, mehr noch, man stellte mich mit einem Monatsgehalt von 150 RM ein.

Zehn Jahre sind seitdem ins Land gegangen. Ich habe zunächst versucht, im Kolonialkundlichen Institut Ordnung zu schaffen; ich bin dann bald darangegangen, den Rückstand, in den die Kriegsjahre, die Jahre des Abschlusses vom wissenschaftlichen Fortschritt des Auslandes das Kolonialkundliche Institut gebracht hatten, aufzuholen. Ich habe begonnen, die Kameraden daheim und überm Meer wieder zu sammeln, sie wieder in den Dienst der DKS zu stellen — davon zeugen die Altherrentage, zeugt die Herausgabe der Jahreshefte des Deutschen Kulturpioniers, des jetzigen Tropenlandwirts. Und hinter aller Arbeit und Mühe stand von Anfang an als letztes Ziel die Wiedererweckung unserer DKS zu neuem Leben.

Was zunächst als Phantasie erschien, eine neue DKS, kam näher; aber Hoffnungen wechselten mit Enttäuschungen. Ich erinnere nur an die Verhandlungen mit dem Bundesernährungsministerium über die Einschaltung der DKS in den großzügigen Odd-Nansen-Plan; dann im Jahre 1952 an die persönlichen Besprechungen mit Bundesinnenminister Dr. Lehr in Bonn. Selbst die Verhandlungen, die im Jahre darauf bei Staatssekretär Dr. Wende im Innenministerium stattfanden und an denen sich auch die DKS GmbH offiziell beteiligte, ließen noch Hoffnungen entstehen, aber führten auch nicht weiter. Die Verhandlungen, die wir im Februar 1955 in Bonn hatten, haben dann endlich das Eis gebrochen. Wir fanden im Bundesernährungsministerium Verständnis für unsere Ziele; man war bereit, uns tatkräftig zu helfen. Andere Bundesstellen stellten sich hinter unsere Pläne, und auch das Land Hessen versagte sich nicht. Und so haben wir das Recht zu glauben, daß eine neue DKS, das Deutsche Institut für tropische und subtropische Landwirtschaft, im kommenden Herbst (1956) ihre Pforten öffnen wird.

Wenn ich auf die 10 Jahre zurückschaue, die, seitdem ich wieder nach Witzenhausen kam, vergangen sind, so darf ich doch das Bewußtsein haben, daß sie nicht umsonst waren.

Auch außerhalb der DKS gab es Arbeit für mich: Sechs Jahre lang bin ich „Wetterfrosch“ gewesen. Fast ebensolange habe ich der hier unter-

gebrachten Höheren Landbauschule Kassel-Wolfsanger gedient, habe die Vorlesungen in Volkswirtschaft, Staatskunde und Landwirtschaftsrecht gehalten, habe es gern getan und glaube auch, daß sich mancher Ehemaliger dieser Anstalt gern der Stunden erinnert.

Ich bin auch wieder Witzenhäuser Bürger mit Bürgerpflichten geworden, obwohl die Stadt den Heimkehrer wenig freundlich behandelt hatte — als ich mit dem Stab in der Hand im Mai 1946 heimkehrte, verweigerte man mir den Zuzug. Meiner Frau war es ähnlich wie mir ergangen; sie sollte im Sommer 1945 sogar mit anderen Frauen, denen man den Zuzug verweigert hatte, abgeschoben werden. Eigentlich wohnen wir beide, meine Frau und ich, unberechtigterweise in Witzenhausen; aber dem Magistrat der Stadt gehöre ich schon seit 1952 an.

Und so ist das siebente Jahrzehnt meines Lebens, sind die Jahre, die mir früher als die Jahre des Ausruhenkönnens vorschwebten, ausgefüllt gewesen mit Arbeit und Kampf. In dieser Hinsicht schließt es sich den Jahrzehnten, die davor liegen, würdig an. Und wenn die Kräfte reichen, wird auch der Anfang des achten Jahrzehnts für mich nichts anderes bringen.

Ich nehme es als ein Geschenk des Schicksals, dieses Noch-Arbeiten-Müssen. Wenn es einsam wird um uns, wenn die Kinder sich draußen in der Welt das eigene Leben aufbauen, wenn der Freunde weniger werden, wenn Menschen, die uns in ihrem ganzen Leben nahestanden, für immer von uns gehen, dann brauchen die letzten Jahre einen Inhalt, dem wir uns verschreiben können.

Das ist das Fazit von 70 Jahren.